

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

(Schluß.)

Minke vernied es sorgfältig, Schulzeiß zu treffen; sie konnte es nicht ertragen, ihn nur zu sehen, ihre Nerven waren in Bezug auf den Punkt ganz unbeherrschbar. Sie hatte von dem ersten Augenblick an, als sie ihn wieder sah, etwas Verstörtes an ihm entdeckt; ein Blick hatte es ihr verraten und sie mit Entsetzen erfüllt. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er ihre Schritte erspähte und überwachte; sie empfand eine wachsende Unsicherheit, so daß sie vor Angst laut aufschreien konnte, wenn sich nur etwas an einem Baum oder einem Busch rührte.

Und Schulzeiß ging umher und spähte und schlich auf den Wegen und dem hügeligen Waldgebiet zwischen Elsfät und dem Schulzenhof. Es galt, einen Schimmer von Minke zu entdecken.

Er konnte in Gedanken versinken, in sich vertieft vor den Bäumen im Wäldchen stehen und warten, fest überzeugt, daß der Tag sie offenbaren würde; er achtete nicht des Regens, nicht der Feuchtigkeit des Bodens, nicht der Zeit. Er sprach mit Minke, eröffnete ihr seine großen Ideen, fühlte die hohe Vereinigung des Geistes, flüsterte, betete sie in der Vision an.

In glücklichen, einsam versunkenen Stunden daheim blinzelte er müßig, lächelte vor dem Spiegel und murmelte etwas vor sich hin von geistigen Zusammenhängen, von Minke, die sich niemals hingab — niemals!

Verthea erschien eines Morgens beim Frühstück mit verweinten roten Augen und geschwellenem Gesicht.

Ihr fehle nichts, gar nichts, nur diese ewigen Zahnschmerzen.

Am selben Morgen schlich sie hinab zu dem Briefkasten auf der Bahnstation, einen im Laufe der Nacht geschriebenen, dicken Brief in der Tasche, adressiert: „Zowa City, Zowa, U. S. North-Amerika — Mr. Ole Berg.“

Sie setzte das ganze Haus in Erstaunen, indem sie sich die vier Wochen des Juli ununterbrochen daheim hielt.

Und dann kam es eines Tages:

Ihr treuer, stets verschmähter Courmacher aus der Schulzeit, des Schulzen Sohn Ole, hatte ihren Brief umgehend beantwortet: „Offene Arme, komme, komme!“

Und nun mußte sie Reisegeld von Kjøl oder der Mutter haben; sie mußte — mußte.

Sie hinterließ bei ihrer Abreise eine, wie es schien, stets wachsende Verwidelung von unlöslichen Rätseln, die das Interesse der Umgegend wahrscheinlich lange in Anspruch genommen haben würden, wenn nicht plötzlich die Gerüchte von neuen Zahlungseinstellungen unter den Besitzern des Schwarzwaldes die Gemüter ausschließlich und heftig beschäftigt hätten. Es handelte sich um nichts Geringeres als um die Frage, ob auch Kjøl Vaarvigs Angelegenheiten unter Administration gestellt werden sollten.

Die Gerüchte begegneten und kreuzten einander.

Es ward behauptet, Frau Thekla sei plötzlich zum Boigt gefahren und habe für ihre Person Rechenschaft ablegen wollen, habe ein vollständiges Verzeichnis über ihr Pelzwerk, ihre Seidenkleider und ihre Schmuckstücke abgeliefert; sie habe erst davon abgestanden, als es sich herausstellte, daß der von Kjøl selber aufgestellte Status einen Ueberchuß von nicht weniger als sechzigtausend Kronen ergab.

Als Endre das Gerücht mit einem seinem gewöhnlichen Wesen ganz widerstrebenden Einstürmen nach Elsfät mit Heimbrachte, kam auch nicht ein Wort über Frau Ventes Lippen.

Das, was nun für alle die andren begann, das war für sie etwas längst Ueberwundenes, etwas Durchkämpftes, Abgemachtes.

Sie hatte alle die Qualen erlitten, die eintreffen konnten, und noch weit mehr.

„So lange noch ein Funke von Hoffnung vorhanden ist — vergiß das nicht, Vente!“ hatte Vaarvig gesagt.

(Nachdruck verboten.)

Sie mußte nun für das Sorge tragen, was ihr noch geblieben war.

Sie fühlte mehr und mehr, wie schwierig es war, Minkas Wesen zu ergründen.

So zärtlich, so voll liebevollen Verständnisses für den Augenblick — war es doch, als müsse man immer wieder von vorn anfangen. Und in der tiefsten Tiefe, dort, wo die Entscheidung vor sich gehen sollte, wußte sie stets zu entkriechen.

Sie mied, so weit es ging, diese vertraulichen Stunden, in denen, vorsichtig tastend, von Zukunftsaussichten und Plänen die Rede war; dann kam stets so ein verstohlen qualvoller Ausdruck über sie.

In der letzten Zeit war sie so unruhig geworden, so ruckweise in ihrem ganzen Sein, fuhr so erschreckt zusammen, gab sich nur mit scheuer Zurückhaltung, hatte so viele Briefe erhalten und geschrieben.

Wenn auch Frau Vente die Aufschriften niemals gesehen hätte, würde sie doch gewußt haben, daß Minke mit Barberg korrespondierte.

Und nun hörte sie, daß er wieder in die Gegend gekommen sei und auf der Bahnstation wohne.

Es war dieser unglückselige hypnotische Mystizismus, in den es ihm wieder gelungen war, Minke einzuspinnen.

Diese Verzückung, die damit begonnen hatte, eine vereinzelte Willenshätigkeit zu betäuben oder zu exaltieren, und die allmählich den ganzen Menschen auftrieb, die allen Charakter, jegliche Selbständigkeit zersetzte — die mußte naturgemäß mit einem Seelenmord enden. Verzweifelt sah sie Minke als willenloses Medium vor sich, als Opfer eines Experimentators, der ihr seinen Willen einblies, als wandelnde Leiche.

Kjøl kam leise die Stufen vor dem Hause hinan, mit Pausen und in sich versunkenem Stillstehen.

Er suchte die Mutter in allen Zimmern, ging umher wie im Dunkeln, blieb endlich stehen und tastete an der Thür, die zur Milchammer führte.

Er hörte Frau Ventes Stimme draußen in der Kollstube, wo sie und Minke Wäsche legten und allerlei Zeug für den Umzug zusammenpackten.

Als er gleichsam straudelnd hereinkam, legte sich ein plötzliches Erblassen, eine erfrierende Starrheit über Frau Ventes Züge, die so wunderbar scharf wurden.

Kjøl lehnte sich an die Wand und stöhnte. Es war ein Laut wie der heisere Anfang eines Gebrülls, das er nicht herauszubringen vermochte.

„Konkurs, Mutter — bin auf drei Uhr heute nachmittag zum Verhör angesagt — in Sachen der Sparbank,“ kam es abgerissen heraus, „und — und — heute abend werd' ich eingesteckt — ich weiß es.“

Er ließ den Körper vornüber hängen, als könne er ihn nicht tragen; sein Gesicht war grünlich blaß, schlaff, mit angst-erfüllten Augen, während der Mund idiotisch offen stand.

„Die Sache geht schief, Mutter,“ brummte er hohl, „ging direkt von Hause fort.“

Endre kam ihm nach ins Kollzimmer; er war sich längst klar über das Faktum.

„Hier ist ein Glas Cognac, Kjøl, von Deinem eignen; Du hast es nötig.“

Kjøl wies das Glas mit der Hand ab.

„Du mußt Dich steifmachen, Du! Du willst nicht — nicht einmal kosten? Man muß sein Geschick tragen wie ein Mann, ein jedes Geschick, was es auch sei; auf alle Fälle die Fassade wahren, sag' ich Dir, nicht reinweg zusammenbrechen, das muß man sich für den Tod aufsparen,“ fügte er theatralisch hinzu.

„Zuchthaus, das steht fest, Zuchthaus!“ stöhnte Kjøl heiser.

„Hier trink ein wenig Wasser, Kjøl,“ sagte Frau Vaarvig, „leg' Dich — set' Dich dort auf den Stuhl.“

Er schluckte ein wenig Wasser hinunter.

„Heute nachmittag, Mutter — heute nach . . .“ seine Hand zitterte, so daß sie ihm das Glas fortnehmen mußte.

„Du mußt Dich nicht so völlig überwältigen lassen, Kjøl“ — Frau Vente strich ihm halb abwesend über Gesicht und Haar, während er ununterbrochen stöhnte —

„Laß Dich nicht so gehen; Deine Mutter, die Dich unterm Herzen getragen und geboren hat, will die Hand nicht von Dir nehmen.“

Kjel schluchzte: „Zucht . . . Zuchtthaus!“

Er saß schlaff mit herabhängendem Kopf da, während die Mutter ihm die Stirn abtrocknete.

Endre begann mit gekreuzten Armen auf und ab zu schreiten.

„Es giebt Augenblicke, entscheidende Augenblicke, wo es notwendig ist, sich zu einem Ueberblick über die Sachlage emporzuschwingen, wo man versuchen muß, Herr der Situation zu werden. Wenn die gewöhnlichen bürgerlichen Begriffe uns nicht mehr zu tragen vermögen, wenn ein Mann gleichsam aus der Unfriedigung der menschlichen Gesellschaft herausgetommen ist, so muß man die Sache von dem Gesichtspunkt aus sehen, muß gewöhnliche Wege wählen.“ Er wandte sich um: „Versteht Du, Kjel, ich rate Dir absolut zur Flucht. Du mußt fort von hier, mußt Deine Existenz irgendwo jenseits des atlantischen Oceans begraben, um Deiner selbst und der Familie willen.“

Kjel blickte dumpf auf. Sein Ausdruck besagte, daß hier jeder Gedanke an eine positive Kraßthatung vergebens war.

Endre warf sich auf die Wandbank und wippte in bitterer Erregung mit den Beinen auf und nieder.

„So wie die Sachen hier stehen, könnte man beinahe in Versuchung geraten, einen resoluten Entschluß zu fassen, ohne sich zu besinnen, Arndts Dynamitpatronen da hinten in der Gerätschaftskammer einen Schlag mit der Art versehen — in die äußerste Verzweiflung geraten — vor nichts zurückschrecken . . .“

Er starrte Kjel eine Weile an.

„Hör' mich einmal an, Kjel, ich, Dein leibhaftiger Bruder, will Dich heute nachmittag so weit begleiten, bis ich sehe, daß Du im Gerichtssaal angelangt bist; ich will der öffentlichen Meinung trotzen . . .“

Minka fuhr von Zeit zu Zeit mit einem unruhigen Bufen in die Höhe und setzte sich dann wieder, die Augen unwillkürlich mit den Händen beschattend, in bitterer Verzweiflung die gebrochene Gestalt des Bruders anstarrend.

Plötzlich stieß sie gleichsam mit der Hand den Eindruck blindlings von sich und rief wehklagend aus:

„Jetzt kann ich mein's nur lieber auch gleich sagen. Du mußt nämlich wissen, Mutter: Ich — ich konnt's nicht übers Herz bringen, Dich damit zu betrüben. Aber jetzt . . . Ja, ich habe Barberg mein Jawort gegeben. — Ich kam nicht anders, will auch gar nicht anders,“ eiferte sie in nervöser Erregung. „Ich selber will, Mutter, will ihm folgen, habe mich gebunden . . . Er soll mein Impresario sein für die hypnotischen Seancen draußen in der Welt; mit mir als Medium will er den neuen Wahrheiten Eingang verschaffen.“

Frau Daarvigs Augen traten ihr förmlich aus dem Kopf heraus.

„Du siehst mich an, Mutter . . . Ich will Dir nur sagen, Mutter, die Sache ist schon seit dem Frühling zwischen Barberg und mir abgemacht . . . Es ist eine Gabe, die ich besitze . . . Er soll mein eigentümliches Talent ausbilden . . . Ich muß meinem Beruf folgen.“

Frau Ventes Antlitz erstarrte zu Eis; ein bleiches Entsetzen, der Schatten des Wahnsinns legte sich über ihre Züge.

Es tönte wiederum gleichsam „Wehe, wehe!“ in lang anhaltenden Rufsen durch die Luft, wie ein überirdischer Klagelaut.

Sie sah . . . und sah . . .

Sie sah Minka da sitzen und eifern und mit den Armen um sich schlagen wie eine automatische Gelenkpuppe, die sich vor ihren Augen verrenkte, knarrend vor innerer Leere . . .

Und da ging der andre Zukunftslose und deklamierte von Dynamit . . .

Kjel stand plötzlich an der Wand, das Galzeisen zu beiden Seiten hervorstehend . . .

Ein plötzlicher Schwindel ergriff sie; die Last war zu groß, das war mehr, als Arndt und Massi, als Daarvigs Name tragen konnten.

Frau Vente sah die drei Kinder langsam, starr, unglückverheißend, fremd an.

Ihr versteinertes Antlitz war aschgrau, Leichenfahl, während sie in die Gerätschaftskammer hinausglitt.

Ruhig suchte sie Arndts beiseite gestellten Blechkästen mit den Dynamitpatronen hervor, ergriff dann die Art und schlug unter wildem Angstgeschrei drauf los . . .

Ein Viertel vor elf des Vormittags fand oben auf dem Doktorgehöft Elvst eine entsetzliche Explosion statt.

Das Unglück mußte durch eine zufällige Entzündung von irgend welchem im Hause aufbewahrten Dynamit hervorgerufen sein.

Die eine Seite des Hauses war in eine Ruine verwandelt und unter Schutt und Trümmern lagen vier verstümmelte Leichen — Frau Vente Daarvig und ihre drei erwachsenen Kinder. —

Ernst Haeckel.

Heute wird der 70. Geburtstag eines Gelehrten und Forschers begangen, dessen Einfluß auf die Gestaltung der modernen Weltanschauung gerade in Deutschland kaum hoch genug veranschlagt werden kann. Ernst Haeckel, der seit 1861 als Universitätslehrer in Jena wirkte, seit 1865 als ordentlicher Professor der Zoologie, ergriff mit Begeisterung die Lehre Darwins, für deren Verständnis und Verbreitung in den weitesten Kreisen Deutschlands er unablässig thätig war und durch Wort und Schrift mehr gewirkt hat, als wohl jeder andre Zeitgenosse.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts mislang es Lamarck, 30 Jahre später ebenso Geoffroy St. Hilaire, ihren Gedanken von der allmählichen Entwicklung der Arten im Pflanzen- und Tierreich unter den Gelehrten Anerkennung zu verschaffen. Der große Botaniker Linné und der große Zoologe Cuvier verfochten im Einklang mit der gewaltigen Mehrzahl aller Forscher die zu den biblischen Ueberlieferungen passende Lehre, daß zu Beginn der Schöpfung alle Arten von Lebewesen in der Form geschaffen seien, wie wir sie auch heute noch vor uns sehen, oder daß bei gewaltigen Katastrophen auf der Erde, die mit plötzlichen Umwälzungen aller Lebensverhältnisse auf der Erde verbunden waren, wohl ganze Arten vernichtet, ausgerottet wurden, an deren Stelle dann durch einen neuen Schöpfungsakt anders gestaltete Arten traten.

Der Umchwung in den Anschauungen, die mit dem stets anschwellenden Forschungsmaterial nur in immer gezwungener Weise zusammenstimmten, vollzog sich allmählich, aber unaufhaltsam, und als 1859 Charles Darwin sein berühmtes Werk „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ herausgab, war die Wirkung auf die gelehrte Welt und das große Publikum eine geradezu durchschlagende. In Deutschland wurde der damals noch nicht dreißigjährige Haeckel sofort der begeistertste Vertreter und Verkünder der Darwinschen Lehre.

Der Kernpunkt von Darwins Lehre beruht in dem Nachweise, daß die Arten nur da konstant sind, wo die Verhältnisse, unter denen sie leben, beständig gleichmäßig bleiben, daß jedoch mit der Abänderung der Lebensbedingungen auch eine Abänderung der Lebensformen selbst Hand in Hand geht, so daß vollständig neue Arten entstehen. Im weiteren ergibt sich die von Darwin durch eine Fülle des reichsten Materials gestützte Lehre, daß sämtliche Arten aus einfacheren Formen durch allmähliche Um- und Weiterbildung entstanden sind, eine Lehre, die wohl für immer mit dem Namen Darwins verbunden sein wird, wenn sie auch schon vor ihm von einigen hervorragenden Naturforschern nachdrücklich vertreten wurde.

Die durchschlagende Wirkung von Darwins Werk ist jedoch nicht nur dem reichen und sorgfältig durchgearbeiteten Material zu danken, sondern vor allem auch dem Umstände, daß er die Entwicklung nicht lediglich als Thatsache hinstellte, sondern eine rein mechanische Erklärung für sie durch das Selektionsprinzip, das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl gab. Hiernach werden im „Kampf ums Dasein“ alle diejenigen Individuen ausgemerzt und vernichtet, welche sich den Lebensbedingungen nicht anzupassen vermögen, nur die besten, d. h. die für die besondern Bedingungen, unter denen sie leben, am besten ausgerüsteten Individuen überdauern und kommen zur Fortpflanzung, bei Aenderung der äußeren Verhältnisse diejenigen, die sich denselben anzupassen vermögen, und ihre bessere Ausrüstung der folgenden Generation vererben. Durch diese „natürliche Auslese“ kommt die großartigste Anpassung aller Lebewesen an ihre Lebensbedingungen zu stande, die in uns das Bild hoher Zweckmäßigkeit hervorruft und uns den Gedanken nahe legt, die Lebewesen seien nach einem vorbedachten Plane geschaffen worden.

Indem Haeckel Darwins Gedanken mit Feuereifer ergriff, wurde er nicht bloß Verkünder derselben, sondern seinem eignen umfassenden Wissen und seiner gründlichen Forschungsnatur entsprechend, selbständiger Begründer und Weiterbildner derselben. Rückwärtslos sprach Haeckel die Konsequenz der Entwicklungslehre für den Menschen aus, der hiernach keine unmittelbare Schöpfung Gottes sein kann, sondern aus niederen, affenartigen Formen hervorgegangen sein muß, eine Konsequenz, über die Darwin sich wenigstens zunächst, im Jahre 1859, noch gar nicht geäußert hatte.

Vor allem aber wies Haeckel durch eine Fülle sorgsamster Beobachtungen und Arbeiten nach, daß jedes Lebewesen in dem Verlaufe seines eignen Daseins eine Entwicklung durchmache, die in selbständiger und merkwürdiger Weise die millionenjährige Entwicklung der ganzen Art wieder spiegelt. Freilich, wenn man die fertige Pflanze, das fertige Tier, etwa ein Quhn, einen Hund oder auch einen Menschen betrachtet, so verrät die Entwicklung vom Kindes- bis zum Greisenalter nichts hiervon. Geht man aber auf die Keime zurück, aus denen die reife Frucht, das ausgebildete Tier hervor-

geht, und verfolgt die Keime vom Augenblick der Befruchtung, so findet man, wie das einfache Zellplasma, das den Keim bildet, überall gleichartig wächst, sich in mehrere Zellen teilt und zu komplizierteren Formen fortschreitet, die jedoch erst ziemlich spät Differenzierungen erkennen lassen. Der Embryo der Säugetiere, auch des Menschen, der in einem bestimmten Stadium der Entwicklung das Atmungsorgan der Fische, Kiemen, aufweist, ist ein charakteristisches Beispiel dieser Entwicklung, aber nur eines von vielen Tausenden.

Das biogenetische Grundgesetz, wie Haeckel die Formulierung der von ihm nachgewiesenen Tatsache nannte: „Die Entwicklung des Individuums ist eine kurze und schnelle Wiederholung seiner Stammesgeschichte“, warf ein helles Licht auf die Entwicklung der Arten selbst, und Haeckel stellte schon 1866 in seiner „Generellen Morphologie der Organismen“ einen Stammbaum von den einfachsten einzelligen Lebewesen bis zum Menschen herauf auf, einen Stammbaum, der gewissermaßen zugleich ein „natürliches System“ der jetzt bestehenden Arten darstellen muß. Zwei Jahre später stellte Haeckel seine Forschungsergebnisse in dem populär geschriebenen Werke „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ dar, durch das sein Name und seine Ansichten in die weitesten Kreise drang, deren Weltanschauung sehr wesentlich beeinflussten.

In den 36 Jahren, die seither vergangen sind, blüht die Entwicklungslehre auf einen ununterbrochenen Siegeslauf in der Welt des geistigen Lebens zurück, es gibt heute keinen ernsthaften Forscher mehr, ja, es gibt überhaupt keinen Menschen von naturwissenschaftlicher Bildung, der nicht auf dem Boden der Descendenztheorie (Abstammungslehre) steht; Darwins und Haeckels Arbeiten bilden die Grundlage für jede gesunde Betrachtung bei der Erforschung der Lebewesen.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die weiterführende Wissenschaft ihnen in allen Einzelheiten Recht gegeben hat, speziell ist das Selektionsprinzip Darwins und die mit ihm verknüpfte Lehre von der ganz allmählichen Umbildung der Arten scharf angegriffen und kritisiert worden; in neuerer Zeit glaubt man mehrfach, ganz plötzliche Umänderungen von Arten (Mutationen) nachweisen zu können, auf denen man eine vollständige Mutationstheorie der Entstehung der Arten aufbauen zu können hofft. Möglicherweise wird hierdurch der Wirkungskreis des Selektionsprinzips erhebliche Einschränkungen erfahren. Bemerkenswert sei übrigens, daß Haeckel an einer unbeschränkten Geltung des Selektionsprinzips auch heute noch festhält.

Für die Bedeutung Darwins und Haeckels und ihre Würdigung ist es natürlich ziemlich unwesentlich, ob durch weitere Forschungen das Selektionsprinzip mehr oder minder eingeschränkt wird oder nicht. Ihre Lebensarbeit bleibt darum nicht minder wertvoll und wichtig für die gesamte Fortentwicklung der Erkenntnis. Haeckel selbst allerdings sieht seine wesentlichste Bedeutung in einem ganz andern Punkte. Allerdings ist er sich der besonderen Wichtigkeit bewußt, die das biogenetische Grundgesetz in der Biologie gewonnen hat. Aber weit über das Gebiet des organischen Lebens hinaus scheint Haeckel die Statuierung eines Zusammenhanges zwischen der organischen und unorganischen Welt bedeutsam. Wie er nach oben die Konsequenz der Entwicklungslehre gezogen und den Menschen in ihr Bereich hineingezogen hatte, so wollte er die Reihe auch nach unten fortsetzen, über die einfachsten einzelligen Lebewesen hinaus zu unorganischen Gebilden. Eine einheitliche Auffassung der Natur schien ihm zu fordern, daß das gesamte All, Anorganisches und Organisches, nur eine einzige ununterbrochene Entwicklungsreihe darstellt. Die Kant-Laplace'sche Theorie von der Entstehung und Entwicklung unseres Planetensystems schien diese Auffassung zu stützen. Hiernach ist unser Weltsystem aus einer einheitlichen fein verteilten kugelförmigen Gasmasse entstanden, die sich allmählich verdichtete und von ihrem Äquator zufolge der Schwerkraft Teile abschleuderte, die nunmehr den sich weiter zusammenziehenden Hauptkörper umkreisen müssen. Auch die Erde, die so entstanden gedacht wird, war einst ein feuriger Gasball, auf dem erst bei seiner allmählichen Abkühlung und Umformung die Bedingungen zur Entwicklung von Leben entstanden. Als aber diese vorhanden waren, da entstanden auch die ersten Lebewesen durch —? Auf diese Frage antwortet Haeckel: durch Urzeugung (Generatio aequivoca), d. h. aus unorganischem Stoff. Leben ist danach eine bestimmte Funktion des unorganischen Stoffs, das unter gewissen Bedingungen stets auftreten muß.

Der strenge Forscher wird hier einen zwingenden Beweis verlangen, er will die Generatio aequivoca sich vor seinen Augen, unter seiner Kontrolle vollziehen sehen, wenn er sie als tatsächlich annehmen und aus dieser Annahme weittragende Folgerungen ableiten soll. Aber gerade in dieser Hinsicht sind bisher alle Versuche gescheitert. Trotzdem die Bemühungen für die Beobachtung der Urzeugung tausendfach vervielfältigt, trotzdem die Beobachtungsmittel tausendfach vermehrt und verfeinert sind — bis auf den heutigen Tag ist sie niemals beobachtet worden. Freilich ist es trotzdem möglich, daß es dennoch Urzeugung giebt; nur hat sie sich bis jetzt unserer Kenntnis entzogen, und wenn Haeckel sagt: „Die Urzeugung leugnen, heißt das Wunder verkünden“, so ist das zwar der Ausdruck einer festen Ueberzeugung, aber kein wissenschaftlicher Beweis, ebensowenig, wie das Dogma von der zusammenhängenden Entwicklung der unorganischen zur organischen Welt an die Stelle eines sicheren Beweises treten darf.

Seine Anschauung von der einheitlichen Entwicklung der gesamten Natur führt Haeckel weiter dazu, auch das geistige Leben, das an den

höheren Tierformen zu bemerken ist, in geringeren Abstufungen dem niedrigeren, ja schließlich den niedrigsten, den einfachen Zellen zuzuschreiben. Er sprach früher ausdrücklich von „dem Bewußtsein“ und „der Seele“ jeder Zelle, wogegen er jetzt zugiebt, „daß ihnen ein Bewußtsein fehlt und ihre Empfindungen und Bewegungen den Charakter des Unbewußten tragen“.

Aber an den Empfindungen, überhaupt an physischen Vorgängen bereits in der Zelle hält er doch fest.

Seine Ausführungen auf diesem Gebiete haben zur Klärung der großen Rätselfragen des Lebens so gut wie nichts beigetragen; mehrfach verrät sich schon in der Fragestellung, daß sich Haeckel der eigentlichen Schwierigkeit, die es zu überwinden gilt, gar nicht bewußt geworden ist. Dabei lebt er der fröhlichen Ueberzeugung, dem Zusammenhang zwischen Körper und Geist in sehr weitem Maße aufgeheilt zu haben und glaubt gerade hierin, die eigentliche Bedeutung seiner Lebensarbeit erblicken zu müssen. Sein letztes Werk, „Die Welträtsel“, das er selbst als den Abschluß seiner Lebensarbeit bezeichnet, ist vollständig von diesem Bewußtsein durchdrungen.

Nun, es ist nicht sein einziger Irrtum, glaubt er z. B. doch auch, daß in der Darwinschen Lehre eine vollständige Widerlegung des Socialismus vorhanden sei.

Haeckel ist nicht der erste und wird auch nicht der letzte bedeutende Mann sein, der über die Richtung, in der seine Bedeutung liegt, in schwerer Täuschung befangen ist; aber das kann seiner wirklichen Bedeutung keinen Abbruch thun, und mit freudigem Herzen bringen auch wir dem 70jährigen Bahnbrecher und Vertreter der Entwicklungslehre unsern Glückwunsch dar. —

Bt.

Kleines feuilleton.

tt. Der Sonnenschein in Deutschland. In der Mitte Europas gelegen, weder zu nördlich, noch zu südlich, weder zu östlich, noch zu westlich, ist Deutschland selbst seiner Natur nach so recht ein Reich der Mitte. Alles Extreme liegt ihm fern, aber es besitzt von allem etwas. So ist es auch mit seinem Klima. Auch hier fehlen die Extreme, aber das deutsche Reich, einen so kleinen Bezirk es schließlich auf der großen Erdkugel einschließt, ist doch auch in seinen Teilen keineswegs gleichmäßig geartet. Das zeigen wieder die Beobachtungen, die kürzlich über die Dauer des Sonnenscheines in Deutschland veröffentlicht worden sind. August Eichhorn hat diese Beobachtungen auf den einzelnen meteorologischen Stationen so verarbeitet, daß er sie auf einer Karte graphisch dargestellt hat. Er verbindet die Orte, die eine gleiche Dauer des Sonnenscheines im Jahre (nach dem Durchschnitt berechnet) besitzen, miteinander durch Linien, die er Isozeiten nennt. Daraus läßt sich leicht schließen, welche Gegenden in Deutschland sehr sonnenscheinreich oder sonnenscheinarm sind. Für das Klima einer Gegend ist natürlich die Sonnenscheindauer von großer Bedeutung, die Pflanzenwelt ist von der Verdichtung abhängig, auch für die Menschen ist der Einfluß des bakterientötenden Sonnenlichtes nicht gering zu veranschlagen. Das sonnenscheinreichste Gebiet Deutschlands ist zunächst eine breite Zone im östlichen Deutschland von Stolbergermünde über Samter nach Leobischütz hin. Hier ist es wohl die kontinentale Lage, die sich im Osten Deutschlands in der Nähe des großen russisch-asiatischen Festlandes bemerkbar macht. Die geringen Niederschläge, die tiefe Temperatur, die hier herrschen, sind naturgemäß verbunden mit einer Klarheit der Luft, welche die Sonnenstrahlen zur Erde gelangen läßt. Außerdem gehört die Gegend von Jena zu dem sonnenscheinreichsten Gebiete Deutschlands. Hier ist die Ursache der starken Verdichtung eine ganz andre. Jena liegt im Regenschatten. Die vorgelagerten Gebirge fangen die Niederschläge auf und die Gegend von Jena bleibt so verhältnismäßig frei von Lufttrübung. Ueberhaupt haben sich die Gebirge als die dunstreichsten Gebiete Deutschlands erwiesen. Es ist kein Zufall, daß gerade der Thüringerwald mit dem Inselfberg als Centrum zu den sonnenscheinärmsten Gebieten gehört. Also hellstes und finsterstes Gebiet liegen nahe bei einander. Dasselbe Verhältnis macht sich auch bei den Sudeten, dem Teutoburger Walde, dem Weserbergland und dem Harz geltend. Fast ebenso sonnig wie die beiden erwähnten Gegenden ist das Tiefland des Oberrheins, das von Gebirgen umgeben ist. Die außergewöhnliche Milde und Schönheit des Rheinhals hat ohne Zweifel ihre Ursache in der starken Verdichtung. Sehr sonnenscheinarme Gebiete sind außer dem Inselfberge die Gegend von Chemnitz und von Lachen. Ferner fangen die Dünste der Großstädte in bedeutendem Maße die Sonnenstrahlen ab. Das tritt namentlich bei Hamburg, Magdeburg und Chemnitz herbor, weniger bei Berlin, allerdings nur deshalb, weil die Beobachtungsstation sich außerhalb der Stadt, weit von Fabriken entfernt, befindet. August Eichhorn hat noch eine Karte herzustellen für die Sonnenscheindauer im Winter. Bevorzugt ist hier wieder das Rheinland, die Gegend um Jena und das Gebiet südöstlich von den Sudeten. Am sonnenärmsten ist die westliche Disseleüste, wo im Winter sehr häufig Nebel auftritt. Sonnenarm ist auch die Gegend am Inselfberg und bei Marburg. Während im Sommer Ostpreußen eine ziemlich lange Sonnenscheindauer aufzuweisen hat, ist es im Winter merkwürdigerweise geradezu sonnenscheinarm. Auch das rührt wahrscheinlich daher, daß über der ostpreussischen Seenplatte im Winter Nebelbildung häufig ist. Wie man sieht, braucht ein Gebiet, das wenig von der Sonne beschienen wird, darum noch nicht regenreich zu sein. —

Theater.

Deutsches Theater. „Der einsame Weg“. Schauspiel in fünf Akten von Arthur Schnitzler. — Wie berichtet wird, hat das Drama des feinsinnigen Wiener Poeten in der Sonnabend-Premiere keinen rechten Erfolg gehabt. Bei der Wiederholung am Sonntag, der ich beiwohnte, war das nicht anders. Nach dem zweiten und dritten Aufzug wurde der Dichter gerufen, aber die beiden Schlußakte enttäuschten augenscheinlich. Allzu langsam rückt die Handlung vorwärts, und verworren laufen am Ende die Fäden durcheinander. Es ist ein Reichtum sinnvoller nachdenklicher Andeutungen und ein stiller Stimmungszauber in dem Stück, überall stößt man auf eigenartig Geprägtes, aber die vielerlei Anregungen verdrängen sich zu keinem zwingendem Eindruck. Dazu fehlt die große energisch schwingend aufsteigende Linie, von der zuletzt alle dramatische Spannung abhängt.

Die Form, der Schnitzlers Talent am meisten entsprechen möchte, scheint die knapp zusammendrängende, scharf pointierte dramatische Skizze, der — Einakter. Die „Diebelei“ in ihrer einfachen Struktur deutet bereits auf einen solchen Typus hin. „Der grüne Kalabu“ ist geradezu ein Meisterstück, das beste, was überhaupt in dem Genre geschaffen worden. Und, wenngleich selbstverständlich auch hinter diesem kühnsten Wurf weit zurückstehend, welche Fülle origineller Kraft offenbarte der Chylus der „lebendigen Stunden“. Umgekehrt, in negativer Weise bezeugt auch „Der einsame Weg“ mit seinen fünf Akten jene ursprüngliche Tendenz von Schnitzlers Beanlagung. Das lang ausgepönnene Schauspiel setzt sich aus einzelnen Situationskomplexen zusammen, die abgetrennt von einander, ver selbstständig in Dramolettform eine unergleichlich stärkere Wirkung hätten ausüben können. Das Verhältnis des alten Künstlers und Nonés Fichtner zu seinem Sohn, das Kernproblem des Stückes, läßt sich in wenigen unmittelbar sich folgenden Szenen mit völliger Prägnanz darstellen. Nicht einmal eine weiter greifende Umbildung wäre dazu notwendig, man hätte nur das im Stück zerstreute konzentrierend aneinander zu reihen. Und auch die Begegnung Fichtners mit seiner früheren Liebe, der Schauspielerin Herms, dem leichtlebigen, anscheinend so oberflächlichen Geschöpf, das sich nun im verzehrenden Mutterinstinkt nach einem Kinde sehnt, ist ein Einakter im Keime, ebenso ist die allerdings recht dunkle Liebesepisode zwischen der mystisch schwärmenden Johanna und Stephan v. Sala, dem eifrig kalten Egoisten. Die Verbindung zu einem Schauspiel hebt bei Schnitzler nicht das Einzelne, sie hemmt es nur in seiner freien Entfaltung; die Teile drücken, pressen und beengen sich. Der Einheit gebende Gedanke aber, daß der Weg der Gemütsfindigen und Pflichtenlosen, wenn die Lebenshöhe überschritten, ein einsamer Weg ist voller Furcht und Traurigkeit, blieb durch die Loslösung der Glieder von einander, durch die Verwandlung des Dramas in eine Einakterreihe, unberührt.

Der Vater Fichtner hat die Braut des Freundes verführt und ist dann, als sie bereit war, ihm zu folgen, heimlich entflohen. Seine Freiheit zu wahren, schien ihm kein Opfer fremden Menschenglücks zu groß. Mehr als zwanzig Jahre gingen seitdem ins Land. Das Genie des einst Gefeierten ist in einem wilden, unstillen Leben fruchtlos verzettelt, und nun leer, gebrochen, hungernd nach Liebe, kehrt er nach Wien zurück. Der Sohn, den Gabriele in der Ehe ihrem waderen Gatten geboren, ist sein, des Vaters Fleisch und Blut. Fichtner, der sich um Felix früher nicht gekümmert, meint, ernten zu können, wo er nicht gesät. In der Angst der Einsamkeit soll ihm Felix ein Schutz und Schirm sein, an dem jungen frischen Herzen will er sein erkaltendes Wärmchen. Ob er ein Recht hat, nach allem, was geschehen, den Frieden des Begrathschen Hauses zu stören und, kurz nach der Mutter Tod, Felix das Geheimnis seiner Geburt zu verraten, die Frage kommt ihm gar nicht in den Sinn. Was er zu brauchen meinte, war er immer mit brutaler Hand zu nehmen gewöhnt. Diesmal gelingt es nicht. Felix empfindet zu weich, er ist zu sehr gezähmt, um, als er von Fichtner die Geschichte seiner Mutter hört, sich voll Empörung auf den Mann zu werfen, der sie verführt und dann so feige verlassen hat. Er mag nicht richten. Doch er fühlt, daß es aus ist auf immer zwischen ihm und diesem Menschen. Dem, den er von Kind auf seinen Vater nannte, dem armen Betrogenen, der in sorgender Liebe ihn, die Schwester und die Mutter behütete, gehört sein Herz, kein Stück davon dem Fremden. Klagen trägt Fichtner, trotzig still, mit eleganter Nonchalance sein konsequenterer Freund — Stephan v. Sala — die Einsamkeit. Haben wir denn, ruft er dem Behleidigen zu, je gegeben, wie Liebe giebt, waren wir nicht immer eigenmächtig bedacht, für alles und jedes uns sofort bezahlt zu machen? Die Figur dieses Weltmannes ist vortrefflich gezeichnet, aber leider nur durch melodramatisch romantische Fäden künstlich mit der Haupthandlung verknüpft. Warum Johanna Begrath, Felix' Schwester, die den vom Arzte aufgegebenen Sala liebt, ins Wasser geht, bleibt in der Motivierung völlig unklar. Der Dichter brauchte den Effekt, um in dem melancholischen Schlußbild dieses melancholischen Dramas uns die tragische Einsamkeit auch dessen empfinden zu lassen, der, wie der alte Akademiedirektor Begrath, allzeit in selbstvergeßender Hingabe für die Seinen gelebt hat.

Die Darstellung war, wie nicht anders zu erwarten, ganz vorzüglich. Das interessanteste in diesem Schauspiel boten Elise Lehmann als Schauspielerin Herms, Oskar Sauer als Akademiedirektor Begrath und Wassermann in der Rolle des Stephan v. Sala. —

Berliner Theater. „Waterkant“. Schauspiel in drei Aufzügen von Richard Stowronnek. — Anscheinend „verdankt“ man diesen neuen Stowronnek dem Erfolge von „Alt-Heidelberg“. Die Marine ist reichlich so populär, wie die Corps, ein Lieutenant zur See bietet für Erregung sentimentaler und patriotischer Wallungen keine schlechteren Chancen als ein bei den Sagobornissen eingespurgener Erzherzog, und das Verden eines deutschen Kriegsschiffes stellt mindestens eine so interessante Attraktion der Schaukunst dar, wie die herzogliche Studentenbude mit dem schönen Heidelberger Ausblick. Aus solchen Erwägungen mag dem Dichter die Kraft der Inspiration geflossen sein. Und wenn die Zeichen nicht trügen, erfüllt sich der Poetenträum. Bei einer Ersparnis geistiger Unkosten, wie sie wirklich nicht weiter getrieben werden kann — am „Waterkant“ Maßstab gemessen wirkt „Alt-Heidelberg“ fast noch wie Poesie — erzielte Stowronnek in der Premiere einen jener schallenden klatscherfolge, die eine lange Reihe klingender voraus zu kündigung pflegen. Das Publikum war überströmend dankbar. Die jammervoll trivialen, angezückten Scherze, von des Oberbootsmannsmaat widrigen Ansdnauzern im Kajenenhofblütenstil bis zu den Hamburger Kasuppendebatten, wurden wie amüsanteste Einfälle belacht, und die Seelennöte des jungen Lieutenants Holsfeuer, des Heiden nach dem Motto „Seefahren ist nötiger dem Leben“, setzten die Taschentücher massenweise in Bewegung. Der Dialog ist glatt, die „Handlung“ von erstaunlicher Düstigkeit; aber um so heller strahlte das Leuchtfeuer der — guten Gesinnung.

Im ersten Akt, an Bord des „Zitis“ — im Hintergrunde sieht man den Hafen von Port Said mit den bei einbrechender Dämmerung aufflammenden Lichtern — erhält der Lieutenant ein Telegramm der Mutter, das ihn nach der Heimat abrufen. Sein Vater, der Kapitän, der als letzter ausharrte auf einem sinkenden Schiffe, hat den Seemannsstock gefunden. Im zweiten Akt ringt die gebeugte Frau, ein gleiches Schicksal für den Sohn befürchtend, dem jungen Manne das Versprechen ab, bei ihr zu bleiben; im dritten giebt sie, da er es auf dem Lande absolut nicht aushält, ihm schließlich sein Wort zurück. Die ganze Hamburger Kapitänswandtschaft nimmt für den Wunsch des Jungen gegen die ängstliche Binnenländerin Partei, auch die Verlobte. Und auf daß nichts fehle, läßt zur Erhöhung der Marinebegeisterung noch die Depesche ein, daß die Takuforts von der Besatzmannschaft des „Zitis“ soeben erstickt sind! Wie die Handlung, arbeitete die Milieuschilderung mit den billigsten Mitteln.

Die Aufführung war bedeutend besser, als sie von Rechts wegen dem Stücke gebührt hätte. Harry Walden, der Erzherzog aus „Alt-Heidelberg“, spielte den Lieutenant zur See. Unter den Nebenrollen zeichnete sich durch kräftiges Hamburger Lokalfolorit der alte Kapitän des Herrn Willy Rohland aus. Klara Wents resolute Kapitänswandtschaft schillerte mehr ins Berlinische. Sympathisch wirkten Marie Frauendorfer als Mutter und Fräulein Cerigioli als Braut. —

Humoristisches.

— Vereinfachung. „Was soll ich denn mit dem Verschwerdebuch?“
— „Ja wissen S', über den Hasenbraten haben sich jetzt schon vier Gäste beschwert, und da hab' ich's gleich mitgebracht!“ —

— Ein fideles Haus. „Weshalb kauft Du den Müller nicht leiden? . . . Es ist ja wahr, er pumpt alle Welt an — aber er ist doch ein fideles altes Haus!“
— „Ja ja — hab' auch noch eine Hypothek d'rauf!“ —

— Drohung. Er: „ . . . Nein, dieses Jammerleben mit Dir, Neßi, ertrag' ich nicht länger! . . . Koch heute bring' ich mich um!“
Sie: „Untersteh' Dich! Da könnt'st D' was erleben!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Das neue Drama „Der einsame Weg“ von Arthur Schnitzler ist bei S. Fischer (Berlin) als Buch erschienen. Preis 2 Mark. —

— Die Osterreichische Verlagsanstalt in Wien kündigt eine neue satirische Zeitschrift „Der liebe Augustin“ an. Herausgeber ist Adam Müller-Guttenbrunn. Das Blatt wird monatlich dreimal erscheinen. —

— Goethes „Göz von Berlichingen“ geht in der letzten Februarwoche neueinstudiert im Schauspielhause in Scene. Matwosky spielt die Titelrolle. —

— Ernst Hardts Schauspiel „Der Kampf ums Rosenrote“ fand bei der Erstaufführung im Deutschen Theater zu Hannover lebhaften Beifall. —

a. Die Stele des Königs Ja von der ersten Dynastie der Pharaonen, deren Gründung um das Jahr 3180 v. Chr. angelegt wird, ist vom Louvre für 94 000 Fr. erworben worden. —